

BUCHBESPRECHUNGEN

Geschichte und Spiritualität

Fontes Christiani. Zweisprachige Neuausgabe christlicher Quellentexte aus Altertum und Mittelalter. Hrsg. N. Brox, W. Geerlings, G. Greshake, R. Ilgner, R. Schieffer. Insgesamt 35 Bände. Freiburg, Basel, Wien, Barcelona, Rom, New York: Herder ab 1990. Ausgabe in Leinen ca. DM 1350,-; kartonierte Studienausgabe ca. DM 980,-. (Jährlich erscheinen etwa vier Bände. Der ermäßigte Subskriptionspreis liegt etwa 15% unter dem jeweiligen Einzelbandpreis).

Die Beschäftigung mit der Geschichte zeigt, daß wir im Glauben nicht allein sind, sondern von einer „Wolke von Zeugen“ umgeben. In Deutschland aber stehen dem neu erwachenden Interesse an diesen christlichen Zeugnissen aus Antike und Mittelalter immer noch zahlreiche Schwierigkeiten im Weg. Dabei spielt die weithin mangelnde Kompetenz im Umgang mit alten Sprachen eine nicht geringe Rolle. Zwar gibt es die bekannte französische Edition der „Sources Chretiennes“ (in Hunderten von Bänden). Im deutschsprachigen Raum aber steht kein gleichwertiges Instrumentarium mehr zur Verfügung. Die „Bibliothek der Kirchenväter“ (BKV) ist schon seit langem nur in Auswahl-Nachdrucken greifbar, und die Übersetzung, die sie bietet, entspricht oft nicht mehr den heutigen Anforderungen.

Die „Fontes Christiani“ erwecken nun die Hoffnung, daß sich möglichst viele Menschen (also nicht bloß Fachgelehrte und Studenten der Patristik) intensiver mit den alten Quellen befassen können. Freilich handelt es sich auch dabei nur um eine Auswahl. Sie umfaßt jedoch „klassische“ Texte, die das Denken der jeweiligen Zeit besonders geprägt haben, und außerdem weniger bekannte Werke, die eine neue Erschließung und Verbreitung verdienen und erstmals eine deutsche Übersetzung erleben. Die Herausgeber sind trotz der „Fragwürdigkeit“ jeder Übersetzung davon überzeugt, daß diese zweisprachige Ausgabe (wobei Einleitungen den aktuellen Forschungsstand wiedergeben und

Anmerkungen sowie Register den Zugang erleichtern) ein dringliches Desiderat erfüllt.

In der Tat bürgen die Namen der Herausgeber (Sitz der Redaktion ist die Ruhruniversität Bochum) für hohe wissenschaftliche Qualität. Die bisher erschienenen Bände werden trotzdem unterschiedliches Interesse gefunden haben. Dies hängt davon ab, ob man die bleibende Bedeutung eines Textes ohne weiteres erfaßt (wie z.B. bei der Zwölf-Apostel-Lehre), ob man die Ausführungen eines Kirchenvaters zunächst nur verwundert liest (wie etwa manche natürlich nur in deutscher, nicht in syrischer Sprache dargebotenen Unterweisungen des persischen Weisen Afrhat) oder ob man sich z.B. in die minutiöse Lebensordnung des Regularkanonikerstiftes Klosters Rath vertieft. Meistens wird man jedoch schon bald erkennen, daß solche aus Erfahrung gespeiste Spiritualität unseren Glauben beleben kann. Das gilt z.B. ganz besonders vom Römerbriefkommentar des Origenes, der offensichtlich mehr theologisch als historisch, mehr spirituell und pastoral als wissenschaftlich-distanziert ausgerichtet ist. Jedenfalls wird ein Leser, der sich mit der patristischen Literatur (z.B. mit den Briefen des Clemens von Rom oder denen der Kartäuser, mit Ambrosius, Augustinus, Irenäus, Anselm von Canterbury usw.) auseinandersetzt, eben darin wertvolle Hinweise finden, auf die man in den Aporien unserer Zeit nicht leichtfertig verzichten sollte. *Franz-Josef Steinmetz SJ*

Lorenz, Erika: Teresa von Avila. Eine Biographie mit Bildern von Helmuth Nils Loose u.a.. Freiburg, Basel, Wien: Herder 1944. 111 S., Ln., Großformat, DM 49,80.

Schon der Bildteil (31–111) spannt den Rahmen über das Übliche hinaus: z.B. sind auch Teresita, Teresas Nichte, oder Fürstin Eboli zu sehen; keine Scheu ist vor späten Bildern aus dem 19. Jh. usw. Der Kommentar dazu bringt viele Originaltexte Teresas und ist deshalb eine eigenständige, interessante Informationsquelle.

Wichtiger aber ist die Biographie: „Teresa von Avila aus heutiger Sicht“, die ständig auf den Bildteil verweist. Mit „Was Teresa verschwiegen“ beginnt sie: Die „muntere Oberflächlichkeit“ des jungen Mädchen; ihre jüdische Herkunft; darauf aufbauend, zeigt Lorenz, wie die „düstere (Tradition) der randständigen konvertierten Juden“, die „auf eigenes Bemühen“ setzte, sich durchrang zum Vertrauen ganz auf „Gottes Erbarmen durch Jesus Christus“; in ihrem „ständig betonten Sündenbewußtsein“ hat sich dies, was Teresa als „Sondierung von Gott“ empfand, niedergeschlagen. Daß der deutsche Leser an Martin Luther denkt, steht zwischen den Zeilen. In „Was Teresa konnte und wollte“, kommt Lorenz auf die seltsame, oft mißdeutete Krankheit Teresas zu sprechen: 1982 fand Prof. Senra Varela, daß sie genau dem „Maltafieber“ (Brucelosis) entspreche, das wohl auch die Narben in Teresas Herz (Herzbeutelentzündung) verursachte. Statt mysteriöse Vorkommnisse ist der Heroismus Teresas zu bewundern, die mit dieser schweren Krankheit ein so aktives und auch heiteres Leben führte. Unterstrichen wird hier ihr Weg zur Innerlichkeit mit dem Ausziehen der methodisch „zu fest geschnürten spanischen Stiefeln“ nach der Gebetsschule von Abt Cisneros.

Damit zusammen hängt Teresas waches Bewußtsein der eigenen und fremden Menschenwürde, das sie zu der berühmten, damals ausgestrichenen und heute wieder lesbar gemachten Bemerkung über die Frauenwürde bewog. Verständlich wird auch, warum Teresa so eindeutig „im Gegensatz zu fast allen christlichen Orden ihres Landes“ nicht auf „Geld und Herkunft“, sondern „einzig auf die religiöse Berufung und Befähigung“ ihrer Schwestern Wert legte. Sie war schon eine Art „Revolutionärin“ voll Klugheit und Charme. Und das zeigt Lorenz im dritten Teil der Einführung: „Was Teresa schrieb und lebte“ (mit lektoralen Pannen bei den Bildverweisen). Die nüchterne Eleganz und der Humor ihrer Schriften schildern den Weg eines Menschen, der kurz vor dem Tode sagen konnte: „Mich erfüllt nichts als grenzenlose Liebe zu diesem Gott, die, wie mir scheint, immer noch wächst ...“.

Wer mit den Schriften von Frau Prof. Lorenz vertraut ist, weiß, daß diese Fülle an Einsichten in einem Schreibstil dargeboten wird,

der an die Eleganz und Liebenswürdigkeit der Schriften Teresas erinnert.

Josef Sudbrack SJ

Angenendt, Arnold: Heilige und Reliquien. Die Geschichte ihres Kultus vom frühen Christentum bis zur Gegenwart. München: C. H. Beck 1994. 470 S. (21 Bildtafeln, 8 Abbildungen im Text), Ln., DM 68,—.

Selten bekommt man ein Buch wie vorliegendes in die Hand, in dem exakte Fachwissenschaft, geisteswissenschaftlicher Horizont und Aktualisierung sich in oft spannend zu lesender Darstellung verbinden. Dem Münsteraner Professor für Kirchengeschichte gelingt dies durch klare Aufteilung in 27 Kapitel (mit jeweiligen 2–7 Unterteilungen) und durch fließende Textdarbietung (die knappen Anmerkungen 357–394, werden im Quellen und Literaturverzeichnis 395–443 aufgeschlüsselt); die informative Fülle zeigt sich nochmals im Personen- (445–455) und Sachregister (457–470). Nicht nur die längeren Zitate, sondern auch die Hinweise auf Personen wie Novalis, W. I. Lenin, Thomas Mann oder C. F. von Weizsäcker zeigen die Breite, mit der Angenendt dem Leser die Thematik nahebringt. Von Anekdoten bis zur hohen Theologie, von kunstgeschichtlichen bis zur politischen (Heilige des Nazismus) Reflexionen führt Angenendt den Leser.

Es beginnt sachlich: Was ist „Heilig“? Das griechische, israelitische, lateinische, germanische Umfeld wird abgesteckt. Vom Neuen Testament her werden die Grundthemen entfaltet; und langsam – stets sachlich berichtend – bewegen sich die Kapitel in der Geschichte weiter. Spannend wird es gegen Ende des Mittelalters: Kulmination und Umschlag; der reformatorische Einspruch; die katholische Erneuerung. Immer findet sich der Leser vorsichtig in die zugrundeliegende Problematik eingeführt. Daß es dann in der Moderne brennend aktuell wird, versteht sich von selbst. Ist das „vollblütiger als die alte Christenheit“ denkende Mittelalter, das mit der Heiligenverehrung „archaische Grundgestalten“ wieder ins Christentum „zurückführte“, nicht doch wichtiger für einen lebendigen Glauben als ein „vergeistigter, ethisierter“ Umgang mit dem Heiligen? Angenendt zeigt, daß „Heiligenverehrung“ „engstens

mit dem personalen Theismus verknüpft“ ist; er zeigt, wie eng die Problematik mit den „bei den Gottesbildern“ zusammenhängt, dem griechisch kosmischen, das in der „Theoria“ Teilhabe an Gott gewinnen will; und dem biblischen, worin der „Beter sich mit Gottes Willen“ zu identifizieren sucht. Deutlich wird sein Plädoyer für den ethischen und personalen Auftrag des heutigen Christentums.

Aber Angenendt bringt keine billigen Lösungen. Doch weil er das geschichtliche Material so übersichtlich und in aller Nüchternheit so engagiert vorstellt, sollte jeder, der sich um die heutige Gestalt des Christentums bemüht, seine Arbeit konsultieren. Daß sie überdies interessant und gut lesbar geschrieben ist, empfiehlt sie noch mehr.

Josef Sudbrack SJ

Barth, Hans Martin: Spiritualität (Ökumenische Studienhefte 2). Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 1993. 189 S., kart., DM 24,80.

Das Wagnis des Marburger Professors für Evangelische Theologie, übersichtlich, objektiv und verständlich die christliche Spiritualität vorzustellen, ist geglückt. Ein Wagnis war es nicht nur wegen des vagen Begriffes, sondern auch wegen der ökumenischen Offenheit.

Nach einer kurzen definitorischen Einleitung werden sechs Spiritualitäten vorgestellt; darauf Grund-Verwirklichungen (ökumenische Prozesse“) behandelt und zum Schluß auf „Störfaktoren“ und den „Weg zur ökumenischen Identität“ hingewiesen. Literaturhinweise und Sachregister schließen ab.

Wenn in diese grundsätzliche Zustimmung Fragen eingebracht werden, so soll damit die Eigenart dieser wichtigen Arbeit gekennzeichnet werden. Die orthodoxe Spiritualität scheint mir zu stark auf das „Jesusgebet“ konzentriert zu sein; doch auch Theophan der Rekluse, der einmal nach Felmy lobend erwähnt wird, hat hierzu Vorbehalte. Ob man die „Theosis“ (Vergottung) ohne Gregorius Palamas behandeln kann? Als Protestant hat Barth verständlicherweise Vorbehalte gegen die Sündentheologie (nur „Verdunklung“ oder „Trübung“).

Dem Katholizismus steht Barth wissender gegenüber. Ihm stellt er die sehr berechnete Frage, ob seine „Kraft der Integration und des

synkretistischen Wagnisses“ (Minerva wird Maria) heute noch stark genug ist. Deutlich und auch zu Recht macht Barth auf die Gefahr einer zu starken „Institutionalisierung“ aufmerksam.

Die eigene Glaubenstradition fragt Barth an, ob in ihr nicht der ganze Bereich von Spiritualität/Frömmigkeit zu kurz komme, ob Individualismus oder abstrakte Gelehrsamkeit nicht die Oberhand gewinnen. Bei der „Charismatischen Spiritualität“ hätte ich mir den Bezug zu den Pfingstkirchen klarer herausgestellt gewünscht. Der Spiritualität der Befreiungstheologie (ausschließlich Katholiken werden zitiert) steht Barth positiv gegenüber, kritisiert aber – nach meiner Ansicht kaum zu Recht – deren Offenheit zum Marxismus. Daß in der Behandlung der „weiblichen Spiritualität“ allerdings U. Kratinger und E. Sorge eine so wichtige Rolle spielen, scheint mir dem Gewicht so vieler anderer, besserer Autorinnen nicht zu entsprechen. Erstaunlich erfreulich ist, daß Barth zum Schluß ausdrücklich fragt: „Ob nicht Maria, die Mutter Jesu Christi, ein hilfreiches ökumenisches Integrationssymbol sein könnte“.

All diese und noch weitere Fragen zeigen, ein welch schwieriges Pflaster eine wissenschaftliche Darstellung der christlichen Spiritualität ist. Daß H. M. Barth sich darauf gewagt und daß daraus eine hilfreiche und weiterführende Veröffentlichung geworden ist, dafür muß ihm jeder danken, dem Spiritualität am Herzen liegt. *Josef Sudbrack SJ*

Breig, Maximilian (Hrsg.): Leben und Werke der heiligen Margareta Maria Alacoque. Bd. I: Selbstbiographie, 152 S., DM 6,90; Bd. II: Briefe, 664 S., DM 9,-; Bd III: Unterweisungen, 284 S., DM 6,90; Bd. IV: Im Urteil der Zeitgenossinnen, 808 S., DM 9,- Leutesdorf: Johannes Verlag 1991/1994. Taschenbuchausgabe in Kartonkassette insgesamt DM 30,-.

Marguerite-Maria Alacoque, geb. 1647 in der Diözese Autun, gest. 1690 in Paray-le-Monial, wurde 1864 selig- und 1920 heiliggesprochen. Ihre Bedeutung für die Herz-Jesu-Verehrung gegen Über- oder Unterschätzung wurde von Pius XII. klar umschrieben: *Haurietis aquas* (AAS 1956, 340). Sie hat kleine-

re geistliche Schriften und zahlreiche Briefe verfaßt. Ihre Autobiographie ist ein wichtiger Beitrag zur Geschichte der Spiritualität (beeinflußt von mittelalterlicher Mystik, Franz von Sales und Kardinal Bérulle).

Die hier vorliegende preisgünstige Taschenbuchausgabe ist eine exakte Neuauflage der deutschen Übersetzung von 1926, die ihrerseits auf eine Ausgabe von 1915 (Erzbischof Gauthey) zurückgeht. Die „möglichst getreue Wiedergabe“ (I,123) des Originals wurde also beibehalten, obwohl natürlich manche Ausdrücke dem heutigen Sprachgefühl hätten angepaßt werden können. Neu ist jedoch die Aufgliederung. Sie beginnt nun mit der Selbstbiographie, bringt dann die Briefe und Unterweisungen und schließt mit dem Urteil der Zeitgenossen (überwiegend Frauen) und dem Prozeß von 1715. Auch die Anmerkungen sowie das Personen- und Sachregister wurden der alten Ausgabe entnommen, stehen aber nun übersichtlich jeweils am Schluß der einzelnen Bände.

Viele bekannte und weniger bekannte Ausdrucksformen der Herz-Jesu-Verehrung waren zu Alacoques Lebzeiten noch kaum üblich und fanden erst später große Verbreitung, wichen aber manchmal stark von den ursprünglichen Erfahrungen dieser Heiligen ab. Es ist sicher zu begrüßen, wie der Herausgeber dieser Ausgabe meint (I,6), daß „Leben und Werke der heiligen Margarete“ nun wieder vollständig und authentisch in deutscher Sprache zugänglich werden. Aber ebenso sicher ist es, daß das Verständnis ihrer Schriften und Erfahrungen dem heutigen Menschen nicht leicht fallen wird. Es bedarf zweifellos zusätzlicher Studien historischer und psychologischer Art, um die Botschaften und Phänomene dieser weit zurückliegenden Zeit wirklich angemessen zu interpretieren und für uns fruchtbar zu machen. Oder ist trotzdem „alles von einer solchen Salbung und von einer so glühenden Liebe zum göttlichen Herzen durchdrungen und erfüllt, daß man von der Lesung unwillkürlich ergriffen und erwärmt wird“ (I,124)?

Franz-Josef Steinmetz SJ

Frey, Zita: Sara und Tobias. Ein Engel lenkt die Paarbeziehung. Solothurn, Düsseldorf: Walter 1993. 119 S., brosch., DM 22,80.

Die Geschichte von Sara und Tobias haben Sie, liebe Frau Frey, nicht nur abgedruckt (nach der Einheitsübersetzung der Heiligen Schrift) und mit Illustrationen aus verschiedenen Epochen der Kunstgeschichte versehen. Sie haben diese biblische Heilungs- und Liebesgeschichte auch nicht bloß nacherzählt. Vielmehr ist es Ihnen mit einfühlsamen Worten gelungen, in einen verstehenden psychoanalytischen Dialog mit dem jungen Tobias einzutreten und die Leser an diesem Dialog zu beteiligen. Sie beginnen mit der Vorgeschichte: Hat Tobit, der gesetzestreue Vater, die ‚weibliche‘ Seite seiner Seele in der Fremde deponiert wie das Silber, das Tobias ihm holen soll? Wieso findet Tobias' Mutter keinen Zugang mehr zu dem erblindeten Vater, der sich ebenso den Tod wünscht wie Sara, die sieben Männer in der Hochzeitsnacht sterben sah? Tobit wird „unrein“ durch Kontakt mit dem Tod, und „unrein“ werden nach alttestamentlichem Verständnis Mann und Frau durch die Sexualität. Sie zeigen den Lesern und vor allem den Leserinnen, „die sich vehement gegen die scheinbar biblisch begründete ‚Unreinheit‘ ihrer Natur wehren“ (110), daß bürgerliches oder neurotisches Moralisieren hier viel zu kurz greift. Denn im Kontakt mit dem Totenreich und mit den Prozessen von Zeugung und Geburt überschreiten wir die Grenze unserer Alltagserfahrung. „Der Mensch verläßt damit den menschlichen Raum und wird unrein. Er hat sich zu reinigen, um wieder in die Welt des Normalen zurückzukehren.“ In Ihrem Dialog mit Tobias verfallen Sie weder der Gefahr, dessen erotisch-sexuelle Begegnung mit Sara zu verklären oder zu banalisieren, noch unterschätzen Sie das dämonische, die Liebe tödende Potential, unter dem Sara leidet. Vorsichtig fragend, schließen Sie die Wandlungssymbole des Büchleins Tobit auf: Das Wasser des Grenz-Flusses, in dem Tobias badet. Den Fisch, den er packt. Herz und Leber des Fisches, die Tobias in der Hochzeitsnacht verbrennt und deren starker Geruch den Dämon vertreibt. Die Galle des Fisches, durch die am Ende Tobit sein Augenlicht wiedererlangt. – Es sind ganzheitlich-sinnliche Sym-

bole. Auch Asarja-Rafael, der begleitende und heilende Schutz-Engel, ist in geheimnisvoller Weise auf die konkrete Welt unserer Alltagserfahrung bezogen. Denn Tobias hat nicht nur den Engel als Reisegefährten, sondern auch seinen Hund, der am Beginn der Reise und bei der Rückkehr erwähnt wird: „Du bist umgeben von einem Wesen aus der ‚oberen Welt‘ und von einem aus der ‚unteren‘. Du bist in ihrer Mitte, und die beiden Begleiter scheinen für Dein Gleichgewicht zu sorgen: die Mächtigkeit des Numinosen, das Dir begegnet, bedarf des Animalisch-Instinktiven, das Dich am Boden hält und mit Deiner Erde verbindet. Beide schützen Dich, Tobias, Dein Engel und Dein Hund: Der Engel Deinen Auftrag, der Hund Deinen Weg“ (72).

Es gefällt mir, wie nüchtern Sie von der Verwurzelung des Religiösen und unseres Transzendenzbezugs im Körperlich-Konkreten erzählen. Man spürt, daß Sie als Pädagogin und analytische Psychotherapeutin viel Erfahrung mit der menschlichen Entwicklung haben. Zugleich deuten Sie an, wie verkörperte und leibfeindliche Anthropologien heilen können, die sich im jüdisch-christlichen Kulturraum bilden konnten. Ich kann Ihr Tobias-und-Sara-Buch allen empfehlen, die sich von Lebensfreude, Realismus und Entwicklungs-Dramatik dieser alten biblischen Erzählung inspirieren lassen möchten, allein oder als Paar.

Eckhard Frick SJ

Adler, Gerhard: Von der kommenden Welt. Jenseitsbilder. Stein am Rhein: Christiana 1994. 168 S., Pb., DM 24,-.

Gerhard Adler, Leiter der Abteilung Literatur des Südwestfunks Baden-Baden, hat nach Veröffentlichungen zur Parapsychologie, zur Reinkarnation und zum Thema Engel in diesem Büchlein erneut sein Interesse an vernachlässigten Themen der Theologie und Spiritualität bewiesen. In vier Kapiteln beschäftigt er sich mit Jenseitsvorstellungen der Geschichte und Gegenwart.

Als erstes bietet er mit einer Fülle von aufschlußreichen Texten einen ideengeschichtlichen Überblick über wirkmächtige Jenseitsbilder des Abendlandes, von den Hadesvorstellungen Homers, Platons und Vergils bis zu Dantes Göttlicher Komödie, und zeigt

schließlich, wie wenig dem NT an einer topographischen Schilderung des Jenseits liegt. Dem Thema Jerusalem als Symbol irdischer wie auch himmlischer Hoffnungen im biblischen und talmudischen Judentum, aber auch im modernen Zionismus, ist ein weiteres Kapitel gewidmet. Es zeigt auch, wie das NT durch die Unterscheidung zwischen altem und neuem Jerusalem an die atl. Bilderwelt anknüpfen und die himmlische Stadt als Sinnbild der Vollendung und Beheimatung des Gottesvolkes sehen konnte. Ein drittes Kapitel befaßt sich mit „Hintergründen der Reinkarnationsmode.“ Hier weist Adler zu Recht darauf hin, daß Reinkarnationsvorstellungen höchst unterschiedlich sind und stets von dem zu ihnen gehörenden Gottes-, Welt- und Menschenbild her beurteilt werden sollten. Wichtig auch: der Hinweis auf die „Ganztodtheorie“ mancher Theologen und die Verwirrung, die sie in der Verkündigung gestiftet hat. In einem vierten Kapitel erinnert Adler daran, daß der Glaube an Engel noch für R. Schneider und R. Guardini selbstverständlich war, und fragt, warum er heute vielen Theologen als fundamentalismusverdächtig gilt. Er sieht in diesem Glaubensschwund einen Verlust an Geborgenheit und eine Skepsis, die der Bibel (obwohl sie keine systematische Engellehre enthält) und dem Glauben der Jahrhunderte nicht gerecht wird. Er gibt zu bedenken, daß die Gestalt des Engels (unterschiedlich aufgefaßt) in der neueren Literatur von großer Bedeutung ist und hebt die psychische Wirkkraft dieses Symbols hervor. Dabei dürfte der Hinweis auf C. G. Jungs Schilderung einer ihn begleitenden Phantasiegestalt („Philemon“) das zuvor gehaltene Plädoyer für die Wirklichkeit der Engel allerdings eher schwächen als bekräftigen. Ein überaus anregendes, kenntnisreiches und lebendig geschriebenes Buch.

Bernhard Grom SJ

Kukai, genannt Kobo Daishi: Ausgewählte Schriften. Sokushin-jobutsu-gi, Shoji-jisso-gi, Unji-gi, Hannya-shingyo-hiken. Übersetzt und kommentiert von M. Eihō Kawahara und C. Yuhō Jobst. München: Iudicium 1992. 153 S., geb., DM 36,-.

Japanischer Buddhismus ist uns bekannt als Zen-Buddhismus. Daneben und weitaus ver-

breiteter und populärer gibt es aber den Amida-Buddhismus („des reinen Landes“) mit Zügen der Barmherzigkeit und des vertrauensvollen Gebetes (Namu Amida Butsu). Vorliegende Übersetzung macht uns mit dem dritten „esoterischen“, „tantrischen“ Zweig bekannt, den Kukai (884–835) von China nach Japan brachte und dabei Elemente des Shintoismus und Taoismus mit viel künstlerischer Intuition einbrachte.

Vier Schriften von ihm liegen hier mit soviel philologischer Exaktheit übersetzt vor, daß das Lesen zu einem intensivem Studium wird. Die Fülle des in überaus reichen Anmerkungen erschlossenen und gedrängt dargebotenen Materials läßt sich nicht wiedergeben; vgl. z.B. das zu HUM (Ohm) in mehreren Anmerkungen breit vorgestellte (111–113 und immer wieder auf den folgenden Seiten). Es muß hier genügen, die Kapitel-Überschriften in der deutschen (paraphrasierenden) Übersetzung wiederzugeben: 1. Wie erlangt man Buddha-Werdung in der gegenwärtigen Existenz; 2. Die Bedeutung von Urlaub und Zeichen sowie ihr Verhältnis zur Wirklichkeit; 3. Die Bedeutung des Zeichens HUM; 4. Geheimschlüssel des Herzsutra der zur Vollendung gebrachten Weisheit (mit dem Text des Herzsutra).

Geleitwort und Einführung stellen nüchtern die Bedeutung Kukais und seines Shingon-Buddhismus für heute vor und bringen Hinweise auf die Art der Übersetzung. Sie sind z. T. unterzeichnet von heutigen Vertretern der Shingon-Hierarchie. Einige Glanzbilder und kalligraphische Abbildungen machen das Buch zu einer Einheit. Es ist all denen dringlichst zu empfehlen, die statt den verharmlosenden und verstellenden Populär-darstellungen einmal dem wirklichen japanischen Buddhismus in einer lebendigen Form begegnen wollen. *Josef Sudbrack SJ*

Spidlik, Tomas: Russische Spiritualität. Vorwort von Emmanuel Jungclaussen. Regensburg: Friedrich Pustet 1994. 139 S., kart., DM 24,80.

Zur Hauptsache enthält das Buch 12 „Ausgewählte Texte“ (28–131) von der legendären Erzählung über die Bekehrung des Bojarenfürsten Wladimir (987) aufgrund der „Schönheit“ der ostkirchlichen Liturgie bis zum Tagebuch eines russischen Intellektuellen (Jel-

caninow, † 1934); ein Teilnehmer an der ersten Revolution, der sich zur traditionellen Religion bekehrte und Spiritual im Priesterseminar des russischen Exils wurde. Manche Texte lagen schon übersetzt vor, andere wurden (leider nur) aus der italienischen Übersetzung übersetzt.

Das Buch aber gewinnt Gewicht durch die allgemeine (9–26) und die jeweilige Einleitung von P. Tomas Spidlik. Darin findet sich nämlich eine Skizze der „russischen“ (und irgendwie auch allgemein ostkirchlichen) Spiritualität. Stichworte sind: Heiliger Geist; enge Verbindung mit der „Nation“ und der „Tradition“; das Mönchische und die Starzen; das Herz; das Gebet als „Vervollkommnung seines ‚dialogischen‘ Wesens, das „Kosmische“, das aber (gegen New Age usw.) nur von der „eschatologischen“ Erfüllung verstanden werden darf.

Das schöne Buch aber deckt die Mängel der deutschsprachigen Diskussion auf. Die unentbehrlichen Handbücher Spidliks (*La spiritualité de l'orient chrétien I u. II*, 1978/88) sind fast unbekannt, hätten aber manche Mißdeutung (z.B. des Jesus-Gebets) vermeiden lassen. Vorliegende populäre Sammlung selbst ist nur eine kurze Ergänzung zu dem substantielleren Buch über die „Großen russischen Mystiker“ (italienisch und französisch); und selbst hier hat das deutsche Lektorat oder wer auch immer unzählige Fehler gemacht: „La doctrine spirituelle de Théophane le Reclus“, wird als „Artikel“ zitiert (121); es ist aber ein Buch. Die deutsche Übersetzung von Briefauszügen des genannten Staretz Theophan „Die Schule des Herzensgebets“ wird (139) mit falschem Titel angegeben usw.

Wegen der tiefen Spiritualität ist dem Buch eine breite Lesergemeinde zu wünschen. Doch damit verbindet sich der Wunsch nach mehr und sorgfältiger editierten Arbeiten, mit denen P. Spidlik hinführt zum Reichtum der slawischen Spiritualität.

Josef Sudbrack SJ

Manstetten, Reiner: Esse est Deus. Meister Eckharts christologische Versöhnung von Philosophie und Religion und ihre Ursprünge in der Tradition des Abendlandes. Freiburg, München: K. Alber 1993. 623 S., DM 148,-.

Etwa zwei Drittel des Buches gehen den, wie M(anstetten) sagt, *rationes naturales*, den natürlichen Vernunftgründen der Philosophen (und – auf dem Glauben aufruhend – der Theologen) nach. Aristoteles steht dabei im Vordergrund. Nun hat aber E(ckhart) sein *Opus Tripartitum*, über das er den Satz *Esse est Deus* gestellt hat, nur fragmentarisch angegangen – einige Schriftkommentare ausgenommen. Was die von M. ausführlich behandelte Substanzlehre angeht, so mag sie den Magister E. bewegt haben, spielt aber im wesentlich umfänglicheren mittelhochdeutschen Werk keine bedeutende Rolle. Dionysius, Proklos, Platon (z. T. durch Augustinus vermittelt) und Moses Maimonides stehen gewichtig daneben. Einige Kategorien des Aristoteles werden in Predigt 1 gar als „Tauben“ bezeichnet, die man „wegstellen“ muß, denn „es bringt Hindernisse“; der „Tempel“ der Seele soll allein Gott zur Verfügung stehen!

Die Aussagen über „Transsubstantiation“ hat M. umfangreich und Bedeutung beanspruchend dargelegt. Die schlichten Aussagen E's. zum Empfang des *lichamen* des Herrn bedürfen aber gar nicht dieser (neu-)scholastischen Interpretation. Statt sie nur kurz zu zitieren, hätte M. besser den Text von Kap. 20 und 21, 1. Absatz, als ganzen interpretiert. Das hat Wärme und auf den Menschen bezogene Frömmigkeit. Statt dessen entfaltet M. eine von E. nicht vertretene Lehre von der Consubstantialität (Gleichwesenlichkeit mit Gott, die Nizäa Christus zugesprochen hat) und unterstellt E. die Lehre, „daß der Mensch an seinem Ziel wesensgleich (*consubstantialie*) mit Gott ist, daß er nicht im analogen Sinn Gott ähnlich, sondern im univoken Sinn Gott ist, gerecht, gut, weise, wahr, eines seiend ist“. Hierfür wird eine mißverständene Lehre von der „Gottesgeburt im Menschen“ herangezogen und E. wird nicht nur aus der Orthodoxie, sondern auch aus dem biblischen Glauben herausinterpretiert. Was die Eigenschaften „gerecht, gut, weise“ u. a. angeht, so können sie nach E. alle vermehrt und darum dem Gott, der Fülle ist und keine Vermehrung kennt, nicht zugesprochen werden. Eine so umfassende Gesamtwürdigung E's. setzte wohl das Studium seines gesamten Werkes voraus!

Wohltuend von solchen an die sog. „Abendmahlslehre“ E's. angeschlossenen

Fehlschlüssen hebt sich die Darstellung der Dynamik von *abegescheidenheit* und *vernünfticheit* ab. Die „Abgeschiedenheit“ kommt allerdings vorwiegend in dem evtl. unechten Traktat gleichen Namens vor: dort 68mal, im gesamten sonstigen deutschen Werk nur zusätzliche 7mal! Quint ist der Dissertation seines Schülers gefolgt, als er den Traktat in die kritische Ausgabe aufnahm. Gegenargumente hat er bagatellisiert. Neben *vernünfticheit* (von M. absolut gesetzt) tritt mit gleichem Gewicht *bekanntnisse* (Erkenntnis).

Daß zum Schluß selbst noch die Vernunft zurückzutreten hat, akzentuiert M. mit Bezug auf Predigt 52 (*Beati pauperes*), wo E. betont, daß „der arme Mensch“, „nicht will, nicht weiß, nicht hat“ (die Übersetzung mit „nichts“ führt auf die falsche Fährte). Ein solcher Mensch ist nicht einmal mehr ein Ort für Gottes Wirken, sondern Gott soll wirken, wo es ihm gefällt. Diese Predigt und die noch nicht kritisch edierte „Opferstockpredigt“ (Pfeiffer LVI; Quint, Deutsche Predigten und Traktate, 271–273) liefern die Aussagen für M's. letztes und wichtigstes, auch wertvollstes Kapitel: Alles Geschaffene wird von Gott – auf dem Weg über den Menschen – verwandelt, kehrt so zu Gott heim. Dem „ich“ (mit dem E. auch seine Hörer meint) wird das „Durchbrechen“ in den „Grund der Gottheit“ gewährt. Da verliert auch das „ich“ seine Grenze: es „ist, was es ist“, wie die „Gottheit ist, was sie ist“ – ohne Bild, „ohne Namen ... unsagbar“. M. findet die schöne Formulierung: „Wenn sich von *gottheit* nicht reden läßt sich von ihr allerdings auch nicht schweigen.“ Es geht um „Mitteilung der Einheit“ (Wittgenstein: „dieses nämlich zeigt sich“!), nicht um „Rede von Gegenständen“. Unsagbare Fülle in unfälicher Einheit – ein schöner Schluß!

Günter Stachel

Theobald, Michael: Römerbrief Kapitel 12–16. Stuttgart: Verlag Katholisches Bibelwerk 1993. 272 S., kart., DM 22,80.

Dieser 2. Teil des Kommentars zum Römerbrief Kapitel 12–16 von M. Theobald liest sich streckenweise zäher als der 1. Teil, der die Kapitel 1–11 behandelte (vgl. GuL 1993, 234 f). Im Mittelpunkt des Kommentars steht die Frage nach den grundsätzlichen und den

konkreten Weisungen, die sich aus dem Glauben ergeben. Zudem findet der Leser gute Bemerkungen zum Briefschluß und den Nachträgen.

Der Autor beweist in vielfacher Hinsicht: Der Apostel Paulus setzt auf die Eigenständigkeit der Adressaten in ihrem ethischen Urteilsvermögen. Er billigt ihnen Entscheidungskompetenz aus Glauben zu. „Was die ethischen Inhalte seiner Mahnungen betrifft, so steht Paulus, wie wir oben gesehen haben, ganz im Überlieferungsstrom des hellenistischen Judentums, insbesondere dem der Weisheit, und profitiert von den ethischen Standards und Plausibilitäten, die sich dort in den Erfahrungen von Jahrhunderten gebildet und entwickelt haben“ (77).

Ein zentrales Anliegen des Apostels Paulus besteht darin, den römischen Hausgemeinden zu vermitteln, was im Hinblick auf die Einheit der Gemeinde zu berücksichtigen sei. Dabei geht es um eine ganz konkrete Erörterung von Lebensperspektiven. Entscheidend für jegliches Verhalten sei der Glaube an die österliche Inthronisation Jesu zum Herrn der Welt. Die Bedeutung Jesu als Messias Israels und als Herr der Heidenvölker wird in ihrer praktischen Relevanz erläutert. Wahrer Gottesdienst vollzieht sich im Alltag der Welt.

Als bereichernd empfinde ich viele Detailinformationen. Exemplarisch sei an den Interpretationshintergrund für die Rede von den feurigen Kohlen (vgl. Röm 12,20) erinnert. „Das Wort von den ‚feurigen Kohlen auf seinem Kopf‘ meint nämlich nicht das Gericht Gottes, das jener sich bei Unbußfertigkeit trotz erfahrener Versöhnungsgeste unweigerlich zuziehen wird, sondern erklärt sich aus einem ägyptischen Sühneritus, demzufolge ein schuldig Gewordener zum Zeichen seiner Sinnesänderung ein Becken mit glühenden Kohlen auf seinen Kopf lud“ (75).

M. Theobald geht von der allgemeinen Auffassung aus, daß der Epheser und Kolosserbrief deuteropaulinisch sind. Eine solche Überzeugung ist natürlich für die Auslegung des Römerbriefes von Bedeutung. Dies zeigt sich etwa am Verständnis von „Leib Christi“ als Metapher für Kirche und Gemeinde. Zu anderen Konsequenzen kommt z. B. Norbert Baumert, der den Epheserbrief für den ältesten Paulusbrief hält. Dies kann hier allerdings nicht diskutiert werden.

Zahlreiche Exkurse erhellen das zuvor Dargelegte. Die Themen sind recht unterschiedlich. Doch sie ergänzen sich. Sie handeln z. B. von den Hausgemeinden in Rom (238-246), dem Dekalog, der Sünde, der Obrigkeit, der Naherwartung, dem einen Leib in Christus. Erfreulich, aber geradezu selbstverständlich ist die ökumenische Perspektive des Kommentars. Zudem finden sich wieder einige bemerkenswerte Vorschläge zur Verbesserung der Einheitsübersetzung.

Paul-Imhof SJ

Tausch-Flammer, Daniela: Sterbenden nahe sein. Was können wir noch tun? Freiburg. Herder 1993. 190 S., kart., DM 29,80.

Die Hospizbewegung, in den USA und in England schon seit Jahrzehnten aktiv, hat bei uns erst in den letzten Jahren richtig Fuß gefaßt. Ihr vorrangiges Ziel ist es, daß unheilbar Kranke und Sterbende, statt einsam, aufgegeben und isoliert ihre letzten Monate und Wochen in irgendwelchen Krankenhauswinkeln fristen zu müssen, die ihnen noch verbleibende Zeit so erfüllt und schmerzfrei wie möglich verbringen können. – Die Hospizbewegung kennt nicht nur das stationäre Hospiz, sondern auch die ambulante Begleitung von Schwerstkranken und Sterbenden, die zu Hause bleiben wollen.

Daniela Tausch-Flammer leitet seit sechs Jahren den Hospiz-Dienst in Stuttgart, der sich der Begleitung Sterbender und ihrer Angehörigen in deren gewohntem Lebensumfeld annimmt. In ihrem Buch beschreiben Menschen die Erfahrungen, die sie in dieser Begleitung gemacht haben. Lebendig, Anteil nehmend, bewegt, mit einem Lachen und manchmal auch einem Weinen erzählen sie von den Menschen, die ihnen im Sterben erlaubt haben, ihnen nahe zu sein und ein Stück des letzten Weges mit ihnen zu gehen. Die Wirklichkeit des Sterbens ist nicht immer „schön“, sondern manchmal auch hart und verzweiflungsvoll. Letzte Wünsche tauchen auf, die nicht immer erfüllbar sind; die Begleitenden und Angehörigen stoßen ebenso wie die Sterbenden an ihre Grenzen vor. Aber es gibt auch „ein Lächeln, das unerklärbar bleibt“ (151), Gespräche und Erlebnisse, Worte, die dem Begleitenden als kostbares Geschenk bleiben. „Andere im Sterben zu be-

gleiten gibt keine Sicherheit für das irgendwann auf einen zukommende eigene Sterben, aber: ... auch das habe ich gelernt. Ich weiß nicht, was ... auf mich zukommen wird, wie ich mich verhalten werde, welche inneren Konflikte auftauchen werden – aber ich weiß, daß es mir hilft, mein Leben jetzt offener und reicher zu leben“ (177). Das in jedem Bericht dieses Buches mitschwingende achtsame und liebende Wahrnehmen dessen, was ist, auch wenn es sich in Krankheit und Sterben zeigt, hilft leben bis zuletzt und macht auch dem Leser Mut. *Karin Frammelsberger*

Kübler-Ross, Elisabeth: Erfülltes Leben würdiges Sterben. Gütersloh: Gütersloher Verlagshaus Gerd Mohn 1993. 157 S., geb., DM 29,80.

Der Tod ist in unserer Gesellschaft weitgehend ein Tabu-Thema. Die meisten Menschen sterben im Krankenhaus, nicht selten in der Intensivstation, an Apparaturen hängend, abgeschnitten von ihrer Familie, ihren Freunden, die nur noch für Minuten kommen dürfen, um den medizinisch-technischen Versorgungsbetrieb nicht aufzuhalten. Über den Tod gesprochen wird selten, zu viele Ängste, Blockaden und ein falsches Verständnis von Rücksichtnahme stehen dem im Weg.

Elisabeth Kübler-Ross, die bekannte Psychiaterin und „Sterbeforscherin“, arbeitet seit vielen Jahren mit unheilbar Kranken und Sterbenden. Sie weiß, daß Leben sich nicht nach Reichtum, Zeit und Gesundheit bemessen läßt und daß Menschen, die mit dem Sterben konfrontiert werden, oftmals wieder einen lange verschütteten Zugang zu ihrer innersten Seele entdecken, die ihnen hilft, Unerledigtes nachzuholen, erlittene Verletzungen zu verzeihen und der liebe Ausdruck zu verleihen, die in ihnen ist. In ihrer sehr persönlichen, lebendigen und humorvollen Sprache erzählt E. Kübler-Ross von Begegnungen mit Sterbenden, vor allem auch mit sterbenden Kindern, vom Heilen in unserer Zeit und von der Notwendigkeit, ja zu sagen zum eigenen Schicksal, wie es auch aussehen mag. Kinder wissen meistens erstaunlich genau, wie es um sie steht. Der neunjährige Dougy hatte Krebs, als er bei einem Vortrag „zufälligerweise“ mit seinen Eltern E. Kübler-Ross begegnete. Er malte ein Bild,

das er ihr schenkte, und sie sah aus dem Bild, daß Dougy mehr wußte als seine Eltern auch nur ahnten. Als sie Dougy fragte, ob sie es den Eltern sagen sollten, meinte er nachdenklich: „Ja, ich glaube, sie können es ertragen“ (46). Nach einigen Tagen bekam E. Kübler-Ross einen Brief von Dougy. „Es war der schönste Brief, den ich in den ganzen zwanzig Jahren, die ich mittlerweile mit Sterbenden arbeite, bekommen habe. Er bestand nur aus zwei Zeilen: „Liebe Dr. Ross, ich habe nur noch eine Frage. Was ist das Leben und was ist der Tod und warum müssen kleine Kinder sterben? Alles Liebe, Dougy.“ (47). Was ist das Leben und was ist der Tod und warum müssen wir sterben – das sind die wichtigsten und zentralen Fragen jedes Menschen und die Antwort darauf kann nur jeder in sich selbst finden, indem er sich seinen Ängsten stellt, verzeihen lernt und es wagt, zu lieben: sich, andere, das Leben. Wer das Leben in Fülle gewagt und bejaht hat, vermag auch den Tod zu bejahen und anzunehmen. E. Kübler-Ross zeigt in ihrem bewegenden und anrührenden Buch immer wieder Wege dazu auf. *Karin Frammelsberger*

Fischer, Heinz-Joachim (u. a.): Wozu einen Papst? Vier Plädoyers für das Petrusamt. Köln: Communio-Verlag 1993. 87 S., brosch., DM 14,-.

Das zentrale Ärgernis des Katholischen, nämlich die Spannung von Amt und Person, zwischen Gottes Treue und seinen ungetreuen Knechten wird auch durch die Lektüre dieser engagierten Plädoyers nicht einfach aufgelöst. Sie kann und will jedoch dazu beitragen, daß die Chancen und Möglichkeiten des Petrusamtes für die Weltkirche von heute wieder deutlicher gesehen werden.

Eine einleitende Skizze versucht durch biblische und patristische Aspekte zu zeigen, wie der Auftrag des Apostels Petrus in die petrinische Sendung der römischen Kirche einmündet (St. O. Horn). Die theologische Diskussion muß aber auch das Verlangen des neuzeitlichen Menschen nach Überwindung autoritärer Herrschaftsstrukturen und nach Verwirklichung einer freiheitlichen Ordnung berücksichtigen. Der zweite, schon anderswo publizierte Beitrag versteht und beschreibt daher das Petrusamt dogmatisch-spekulativ als Dienst an der Einheit der Kirche in christ-

licher Freiheit (W. Kasper). Dem politischen Beobachter stellt sich der Heilige Stuhl, die zentrale Regierung der katholischen Kirche und der kleine souveräne Staat der Vatikan-Stadt immer noch als respektable internationale Institution dar. Eben dies wird durch historische Erinnerungen aus jüngerer Zeit eindrucksvoll illustriert (H. J. Fischer). Über die Schwierigkeiten des Weges jedoch, auf dem das Petrusamt, ohne sich selbst aufzugeben, wieder die „Integration in das Gesamtleben der Kirche“ vollziehen könnte, gibt sich auch das Schlußkapitel keinen Illusionen hin. Es greift vor allem auf das typologische Ver-

ständnis des biblischen Petrus zurück, das schon von Balthasar herausgestellt hatte (H. J. Pottmeyer).

Man sieht die Autoren tragen eigentlich keine neuen Erkenntnisse über den päpstlichen Primat vor, sondern praktizieren zunächst selber, was sie allerdings unüberhörbar von der kirchlichen Autorität fordern: einen neuen, in erster Linie argumentativen Stil der Glaubensverkündigung hin zur größeren Ökumene, die uns dringend aufgegeben ist, zumal die Spannung von Einheit und Vielfalt in der Kirche ständig wächst.

Franz-Josef Steinmetz SJ

In Geist und Leben 1 –1995 schrieben:

Vincent Blehl SJ, geb. 1921, Dr. theol., Professor, Postulator Causae J. H. Newmans. – Englische Literatur vor allem des 19. Jahrhunderts.

Roman Bleistein SJ, geb. 1928, Dr. phil., Professor für Pädagogik, Mitarbeiter bei den „Stimmen der Zeit“. – Jugendforschung und Zeitgeschichte.

Elisabeth Hense, geb. 1957, verh., Dipl. theol., – Spiritualität und Mystik.

Willibald Hopfgartner OFM, geb. 1946, Dr. phil., z. Zt. Provinzial der Südtiroler Franziskaner. – Priesterfortbildung, Gymnasiallehrer.

Medard Kehl SJ, geb. 1942, Dr. theol., Professor für Dogmatik und Fundamentaltheologie. – Kirche und moderne Kultur, Jugendarbeit.

Erhard Kunz SJ, geb. 1934, Dr. theol., Professor für Dogmatik an der Hochschule Sankt Georgen in Frankfurt am Main.

Georg Langenhorst, geb. 1962, verh., Dr. theol., Studienreferendar. – Erwachsenenbildung, „Theologie und Literatur“.

Michael Sievernich SJ, geb. 1945, Dr. theol., Professor für Pastoraltheologie. – Kirche und Theologie in Lateinamerika.